

DER AUFBRUCH DES GENIUS: RICHARD WAGNER IN DRESDEN

*„Im Zwange der Welt weben die Nornen,
Sie können nichts wenden noch wandeln . . .“*

Von Richard Strauß gibt es ein schönes Wort über Wagner, voll Stolz und voll kongenialer Bescheidenheit. Von einem Manne gesprochen, der nun schon selber ein großes, sehr großes Stück deutscher Musikgeschichte trägt, wiegt ein solches Wort zehnfach; es steht in dem Briefe an Joseph Gregor, der das Strauß-Buch des Wiener Theaterhistorikers einleitet, und besagt unter anderem: „Der Tristan ist die allerletzte Konklusion von Schiller und Goethe und die höchste Erfüllung einer zweitausendjährigen Entwicklung des Theaters.“ Dem läßt sich ein anderes, ebenso erstaunliches Wort von Gerhart Hauptmann entgegenhalten, das gleichfalls geeignet ist, unsere folgende Wagner-Betrachtung über eine bloße Geschichtsschau hinauszuhoben. Es wurde 1911, zu einer Zeit also, als man die Erscheinung Wagners durchweg abzuwerten versuchte, im Wiener Merkur veröffentlicht und lautet: „Ich bin als Jüngling in Wagners Bann gewesen, stand seiner Kunst lange fern und mußte ihr fernbleiben, um eigene Kräfte zu entwickeln. Gefestigt bin ich zu ihr zurückgekehrt. Ich sehe sie heute ganz anders als im Jugendbann. Ich sehe sie heute als künstlerisches Urphänomen, stammend aus einer Zeit *vor* aller deutschen Kunst, auch Musik . . .“ Und weiter sagt Hauptmann bedeutungsvoll über die Kunst Wagners: „Wer sie verstehen will, muß nicht in ihr ertrinken, auch nicht darin schwimmen. Er muß sie als das Große, Ewigfremde willkommen heißen . . . Es hat nichts mit dem Rhein, den germanischen Göttern und den Nibelungen zu schaffen, und alle diese schönen Sachen haben nichts mit ihm zu schaffen.“ Solche Zitate sind vielleicht der Erinnerung wert in einer Zeit, die wenig Mut zu eigenen Gedanken und Wertungen hat. Was die Umsetzung solcher Anschauungen in eine Haltung, eine Gesinnung anbelangt, so darf vielleicht noch ein Wort über Wagner hinzugefügt werden, das Richard Strauß zum Verfasser dieses Buches einmal geäußert hat. Bezüglich Wagners, schrieb Strauß, gebühre nur „Ehrfurcht des Schweigens und Propaganda der Tat“. Wie aber wollen wir einem Thema beikommen, das dem Verhältnis Wagners zur Dresdner Oper, oder besser der Dresdner Oper zu Wagner gilt? Wenn man von der Überzeugung durchdrungen ist, daß im Schweigen die richtige Einstellung zu dem geschichtlich noch gar nicht erfassbaren Wunder dieser Kunsterscheinung ausgedrückt liegt, dann vermeidet man es wohl am liebsten, den „Fall Wagner“ über das bekannte Biographische hinaus historisch zu klären.

Es gibt einen Weg, dem Problem keinen Zwang anzutun und doch mit ihm halbwegs fertig zu werden: das ist die absolute Beschränkung der Darstellung auf greifbare Tatsachen. Nun ist aber auch die Tatsachenwelt, soweit sie Wagners Leben in Dresden in den Jahren 1842 bis 1849 betrifft, noch längst nicht hinreichend durchforscht; auf Schritt und Tritt begegnet man Lücken. Nur im Umkreise der bekannten Quellen also können wir bei unserer Untersuchung auf sichere Erkenntnisse rechnen, fragwürdige Kombinationen müssen wir beiseite lassen; gewisse Deutungen und Schlüsse zu ziehen, müssen wir uns im Rahmen aller Verantwortung vor dem großen Gegenstand vorbehalten. Sehr wesentlich sind immer wieder Wagners Briefe als Dokumente seines Lebens, Denkens und Trachtens. Vorsicht in ihrem Gebrauch scheint freilich auch hier noch angebracht, denn Wagner schreibt einmal: „Ich liebe nicht Briefe, die man wie ein Konversationslexikon nachschlagen kann. Bin ich einer Empfindung voll, muß diese den Brief allein ausmachen.“ Das bedeutet eine gewisse Einschränkung der Beweiskraft von Wagner-Briefen. Von Fall zu Fall werden wir an diese Einschränkung zu denken haben.